

Charles Lewinsky  
Johannistag

ROMAN

Diogenes

Copyright © 2021 Charles Lewinsky  
Die Originalausgabe erschien 2000  
im Haffmans Verlag, Zürich  
Covermotiv: Gemälde von August Macke  
»Tegernsee Landschaft«, 1910  
Copyright © August Macke /  
Germanisches Nationalmuseum,  
Leihgabe Museen der Stadt Nürnberg /  
Fotoabteilung GNM

Veröffentlicht als Diogenes Taschenbuch, 2021  
Alle Rechte vorbehalten  
Copyright © 2021  
Diogenes Verlag AG Zürich  
[www.diogenes.ch](http://www.diogenes.ch)  
40/21/36/1  
ISBN 978 3 257 24592 9

*A la mémoire de Jean Hory,  
raconteur et ami*

Gibt es etwas Lustigeres als die Neugier? Sind wir nicht alles Voyeure, zum Sehen geboren, zum Schauen bestellt? Was kann reizvoller sein als fremdes Leben, durch den Vorhang erspäht? (Eigenes Leben? Vielleicht. Wenn man eins hat.)

Es ist etwas los in Courtilion, hier tanzt der Bär, hier wird einem etwas geboten, treten Sie ein, meine Herrschaften, treten Sie ein!

Geneviève spricht nicht mehr mit Jean. Sie versteckt ihre Augen hinter einer Sonnenbrille, aber das kann niemanden täuschen, schon gar nicht Mademoiselle Millotte. »Kurz nach sechs fuhr sie bei mir vorbei auf ihrem Fahrrad, wie jeden Morgen, sie muss doch ihren Bus abholen in Montigny. Es wäre ja praktischer, wenn sie näher bei der Garage wohnen würde, aber sie wird froh sein, dass sie überhaupt Arbeit hat, nach dem Krieg hatte jeder Arbeit, aber nur deshalb einen Krieg führen? Was meinen Sie, Monsieur?« Die alte Dame verläuft sich in ihren Gedanken, wie ich mich in ihrem Haus verlaufen würde, jede Ecke vollgestopft mit Erinnerungen; wenn man eine in die Hand nimmt, fallen einem zwanzig entgegen. Man muss sie an den Anfang zurücklocken, unauffällig, bis sie zurücktrippelt durch ihr Labyrinth und den Faden wieder aufnimmt.

»Geneviève?«, erinnere ich sie. »Am Morgen? Auf dem Fahrrad?«

»Sie bringen mich durcheinander«, sagt Mademoiselle

vorwurfsvoll, »weil Sie mich immer unterbrechen. Eine Sonnenbrille hatte sie aufgesetzt, kurz nach sechs, wo noch gar keine Sonne scheint. Der Arzt hat ihr schon immer geraten, dunkle Gläser zu tragen, wegen ihrer Augenentzündung, sie hat sich auch eine Brille gekauft, aber nie benutzt, weil sie eitel ist. Frauen, die nur ein bisschen hübsch sind, sind oft eitel. Und jetzt setzt sie sie plötzlich auf, ohne Sonne. Also hat sie geweint.«

Der Schluss überrascht mich, aber für Mademoiselle ist die Sache klar, alles hat seine Erklärung, aus b folgt c, und jetzt geht es nur noch darum, a zu finden. »Es hat etwas mit ihrem Mann zu tun, das ist klar, sie werden sich gestritten haben, ich kann mir den Grund schon denken. Obwohl, das dürfte er sich eigentlich nicht noch einmal trauen, er hat viel zu viel Angst, dass sie ihm weglaufen könnte und das Kind mitnehmen. Sie wollte ihn schon einmal verlassen, da waren Sie noch nicht hier, hab ich Ihnen die Geschichte nicht erzählt?«

Nein, ich langweile mich nicht in Courtillon. Wie sollte ich mich langweilen an einem Ort, wo es alte Geschichten gibt, neue Gerüchte, und jeden Morgen den Verkaufswagen der Bäckerei? Etwas Lustiges soll ich Dir erzählen? Hier ist etwas Lustiges:

»Der heilige Johann«, erzählt Mademoiselle Millotte und wird sichtlich jünger dabei, »hat vor vier Jahren ein Verhältnis gehabt mit der Frau des Bahnwärters. Vielleicht auch vor fünf Jahren, das geht einem durcheinander, wenn man älter wird, aber ganz bestimmt war es früh im Jahr, denn er hat für sie die Bäume geschnitten, und das muss erledigt sein, bevor der Saft steigt. Es war also noch kalt draußen, er

wird an die Finger gefroren haben bei der Arbeit, und hinterher saß er dann bei Madame Charbonnier in der Küche und wärmte sich auf, bei einem Kaffee oder etwas Stärkerem.«

Mademoiselle Millotte erzählt, als ob sie dabei gewesen wäre, man riecht den Kaffee und hört die Scheiter knacken im Herd, dabei hat sie bestimmt schon damals in ihrem Ausguck gehaust, ein Kleiderhaufen auf einem Rollstuhl, und sich alles nur zusammengestückelt aus einem kleinen Anzeichen hier und einem kleinen Hinweis da. Jean, so denkt sie sich das, wird einen langen Vortrag gehalten haben über die Kunst des Bäumeschneidens – das ist leicht vorzustellen: wenn er etwas gut kann, will er auch davon erzählen, und er kann alles gut –, Madame Charbonnier wird ihm zugehört haben, mit starren, uninteressierten Augen, aber er hatte ihr einen Gefallen getan, da musste sie Aufmerksamkeit wenigstens heucheln, und dann wird Jean das Gespräch auf die Frage der Bezahlung gebracht haben, ganz unauffällig, wie er immer meint. Auch das leuchtet ein, Jean denkt viel ans Geld, hat aber Hemmungen, darüber zu reden; als sich die Krähen in meinem Kamin eingenistet hatten und er aufs Dach steigen musste, um den Abzug wieder frei zu machen, habe ich ihn wochenlang nicht dazu gebracht, mir einen Preis zu nennen.

Die beiden haben also in der Küche gegessen. Du musst sie Dir vorstellen: Jean, mit seinem Schulbubengesicht, von der Kälte draußen gerötet und vom zweiten Schnaps und vom dritten, und Madame Charbonnier, etwa zehn Jahre älter als er, um die vierzig muss sie gewesen sein damals, eine verblühte Blondine; vielleicht trug sie eins dieser Haus-

kleider, in denen ich die Frauen immer beim Bäckerwagen sehe, geblümt und vorne zum Aufknöpfen.

Sie hatte kein Geld, die Charbonniers haben nie Geld, sagt Mademoiselle Millotte kategorisch, sie können nicht damit umgehen, aber ihre Bäume hatte er geschnitten, und so hat sie ihn halt anders bezahlt, *en espèces*. Die alte Dame schaut mich prüfend an, ob ich den Doppelsinn auch verstehe, als Ausländer, sie kichert, wie Damen früher wohl gekichert haben bei solchen Themen, die Hand vor dem Mund, sie verschluckt sich und hustet, bis sie schließlich unter der Woldecke ihre Flasche findet, eine gelbe Plastikflasche, wie sie Radfahrer auf der Tour bei sich haben, sie nimmt einen langen Schluck, und allmählich geht ihr Atem wieder ruhiger.

Nun also, er hat mit ihr geschlafen, im Ehebett vielleicht, wo die Laken noch warm waren von der Nacht, oder eher auf dem Sofa im Wohnzimmer (ich kenne das Wohnzimmer der Charbonniers nicht, aber sie sehen alle gleich aus hier, zu schwere Möbel und ein Sofa mit Zierdeckchen), vielleicht hat er geredet dabei, er muss immer kommentieren, was er tut, vielleicht war sein Mund auch beschäftigt, obwohl ich mir nicht vorstellen kann, wie er sie küsst, ich kann ihn mir überhaupt nicht zärtlich denken, nicht mit Hosen, die ihm noch um die Knöchel hängen; es wird schnell gegangen sein zwischen den beiden, eine Frage, eine Antwort, wie man einen Schnaps akzeptiert: Warum nicht, wenn einer da ist. »*Prendre le café du pauvre*« nennt man das hier, die schnelle Liebe zwischendurch; ein einleuchtender Ausdruck, den Kaffee müsste man kaufen, aber ein Kleid braucht man nur aufzuknöpfen und einen Hosens-

schlitz. Er gibt keine romantische Figur ab in meiner Vorstellung, mein Nachbar Jean, er hat ein Bäumlein, das schon bald einmal ein Baum sein wird, seine Hände sind rau, und wer die eigene Frau »*mon lapin*« nennt, ist ein Rammeler, kein Liebhaber.

(Als ob ich nicht wüsste, dass jeder ein Liebhaber werden kann, auch wenn er weiß, dass es enden wird, wie es enden muss. Als ob ich das nicht wüsste.)

Sie bezahlte also, *en espèces*, und damit hätte die Sache ein Ende haben können, die Bäume waren geschnitten und das Kleid wieder zugeknöpft, aber da gab es auch noch Holz zu hacken, einen Keller auszuräumen, was weiß ich, und Jean, der nicht nein sagen kann, wenn man ihn um etwas bittet, ist immer wieder hingelaufen, hat die Arbeit gemacht und die Bezahlung kassiert. *En espèces*. So erzählt das Mademoiselle Millotte, und es wird schon nicht falsch sein, denn was dann hinterher kam, das hat das ganze Dorf mitgekriegt, direkt oder indirekt.

Wie seine Frau es erfahren hat, weiß man nicht, es spielt auch keine Rolle; man kann in einem Dorf nichts geheimhalten, nicht auf Dauer. Fest steht, dass Geneviève, die Wortkarge, plötzlich Worte fand – »Ausdrücke, die sie gar nicht kennen dürfte«, sagt Mademoiselle Millotte und kichert schon wieder –, dass sie ihren Mann anschrie, lauthals und öffentlich, dass sie sogar sein Werkzeug aus dem Fenster schmiss, Stück für Stück. Man kann nur verstehen, was das bedeutet, wenn man weiß, wie Jean sein Werkzeug liebt; wenn er es nach der Arbeit sauber reibt, sieht es aus, als ob er es streichelt.

Stell Dir die Szene vor (Du wolltest doch lustige Dinge



hören): Jean, mit seinen kurzen Beinen, der in seinem Hof auf und ab rennt, ziellos aufgereggt, ein Schäferhund, dem seine Schafe plötzlich nicht mehr gehorchen, er versucht zu beruhigen, zu argumentieren, und mitten in seine gewundenen Ausreden hinein kommt immer wieder ein Schraubenschlüssel geflogen oder eine Wasserwaage. Ein schönes Bild, nicht?

Madame Dubois, von der ich mein Haus gekauft habe, die also damals noch die Nachbarin der Perrins war, hat den Streit mit eigenen Augen gesehen und ihn Mademoiselle Millotte rapportiert, in allen Details; sie hat auch gehört, wie Geneviève gedroht hat, ihren Mann zu verlassen und Elodie mitzunehmen. Eine gefährliche Drohung, denn Jean liebt seine Tochter über alles.

»Wissen Sie, warum Geneviève so wütend war, Monsieur?«, fragt mich Mademoiselle aus der Weisheit ihrer Jahre. »Nicht weil er mit einer anderen geschlafen hat, damit muss man immer rechnen, Männer sind Männer, sondern weil die andere älter war, nicht einmal attraktiv, *une greluce*.« (Ich habe den großen Pons aus der Bananenkiste gewählt, wo er seit einem Jahr auf das nie gebaute Bücherregal wartet. »*Greluche*« heißt ganz einfach »Tussi«.) »Vielleicht hat er jetzt wieder mit ihr angefangen, ihr Mann interessiert sich ja nur fürs Angeln, schon am frühen Morgen sitzt er am Fluss, er fängt Karpfen, kiloschwere Karpfen, man kann sie nicht mehr essen, wenn sie mal so groß sind, er wiegt sie nur und wirft sie dann wieder ins Wasser zurück, es geht ihm nur ums Fangen, bloß darauf kommt es ihm an, er ist ein Mann.« Hat sie sich jetzt wieder verlaufen in ihren Gedanken, oder ist sie beim Thema geblieben?

Damals hat Geneviève eine Szene gemacht, diesmal schweigt sie, versteckt verweinte Augen hinter einer Sonnenbrille, fährt ihren Bus wie jeden Tag, und wenn sie einem begegnet, denke ich mir, wird sie versuchen zu tun, als ob nichts wäre. Ja, ich habe neugierig auf sie gewartet (lach mich aus, wenn Du willst, dann lachst Du wenigstens), hab mich auf der Straße herumgetrieben, hab an meinem Gartenzaun herumgekratzt, der zu verrotten beginnt, weil er zu lange nicht gestrichen wurde, hab versucht, beschäftigt auszusehen, und dann kam zuerst gar nicht Geneviève vorbei, sondern Madame Charbonnier, die Tussi.

Sie hatte einen Eimer dabei, wahrscheinlich wollte sie Brombeeren sammeln – wo sich der Weg zum Fluss hin im Gebüsch verläuft, wachsen sie reichlich –, wir haben uns begrüßt, wie man das tut hier im Dorf, wenn man sich vom Sehen kennt und nicht mehr, »*Bonjour, Madame*«, »*Bonjour, Monsieur*«, und ich habe eine überraschende Entdeckung gemacht: Menschen verändern sich, wenn man weiß, mit wem sie geschlafen haben. Gestern noch hätte ich Dir Madame Charbonnier nicht beschreiben können, sie hatte nichts Bemerkenswertes für mich, heute meine ich, etwas Herausforderndes in ihrem Blick zu sehen; man findet, was man sucht. Sie ist blond, ein sehr helles Blond, das mir nicht gefärbt scheint, wenn ich von diesen Dingen auch nichts verstehe, die Haare hat sie im Nacken zusammengebunden, strähnig, als ob sie gerade aus dem Bett käme. (Sie kommt natürlich nicht aus dem Bett um diese Zeit, es ist Nachmittag, und ich mache mich lächerlich. Aber was soll ich mich vor Dir verstellen, Du kennst mich besser als ich mich selber.) Sie trägt Jeans und einen Pullover, vernünftige Klei-

dung für stachlige Brombeerranken, aber auch eine Kleidung, die ihre Formen betont, üppige Formen; mit zwanzig muss sie unwiderstehlich gewesen sein und mit dreißig eine Schönheit. Jetzt ist sie Mitte vierzig, beim Gehen zeichnet sich ihr Hintern in der Hose ab, und ich frage mich, ob sie mit Jean wohl wieder den Kaffee der Armen getrunken hat.

Ich kratze weiter an meinem Gartenzaun herum, sinnlos Beschäftigung vortäuschend (oh, ich habe gut gelernt, Beschäftigung vorzutäuschen), ich blicke vor gespielter Konzentration nicht einmal auf, als sich Schritte nähern. »Ich hab Sie gar nicht kommen sehen«, will ich sagen, will überraschend vor Geneviève auftauchen, will aus nächster Nähe feststellen, ob hinter der Sonnenbrille tatsächlich Tränen sind – aber dann ist es gar nicht Geneviève, die sich genähert hat, sondern die kleine Elodie. Sie sagt: »Ich glaube, Sie haben mich gar nicht kommen sehen.«

Sie stellt ihre Schulmappe ab, ein schweres Ding aus abgeschabtem Leder, ihr Vater hat sie irgendwo mitgenommen und mit einem neuen Griff versehen, eine Mappe für einen Gerichtsvollzieher, nicht für ein Schulmädchen, sie verschränkt die Arme, wie es hier die Hausfrauen tun, wenn sie sich auf einen Schwatz einrichten, sie lächelt ihr bestes, fast schon erwachsenes Lächeln und fragt mit kaum merkbarem ironischen Unterton: »Wie geht's denn immer so?«

»Und bei euch?«, frage ich zurück. »Was machen deine Eltern?« Harmloses Hin-und-her-Gerede, aber es erlaubt mir, aufs Thema zu kommen. »Geneviève ist ein bisschen müde in letzter Zeit, oder scheint mir das nur so?« Ich schäme mich nicht, ein zwölfjähriges Schulmädchen nach seinen Eltern auszufragen; die Neugier ist stärker, die Gier

nach etwas Neuem, endlich etwas Neuem in dieser fertigmachenden fertigen Welt, in der sich nie etwas verändert.

Aber Elodie kennt das Spiel auch, sie ist mir darin überlegen (wie Du mir überlegen warst, vom ersten Blickwechsel an), sie überhört die Erkundigung einfach und beginnt von ihrem Lehrer zu erzählen, der im Turnen jedem die Bestnote versprochen hat, *vingt sur vingt*, der bis zum Ende des Schuljahres einen Salto hinkriegt. Sie ist fest entschlossen, ihn beim Wort zu nehmen, ihren guten Durchschnitt noch zu verbessern, und sie zeigt mir, bedenkenlos oder berechnend, was sie schon kann: einen Überschlag, mit den Händen abgestützt, für einen Augenblick steht sie kopf, ihre Füße scheinen Halt zu suchen in der Luft, dann liegt sie lachend auf dem Rücken, mit hochgerutschtem Rock, sie hat dünne, staksige Mädchenbeine, eine Raupe, die bald ein Schmetterling sein wird, sie streckt mir die Hand hin, damit ich sie hochziehe, und dann sagt sie, wie eine späte Antwort auf meine unausgesprochene Frage: »Ich muss den Salto einfach hinkriegen. Meine Eltern sind viel friedlicher, wenn ich gute Noten habe.«

Als Geneviève endlich nach Hause kam, hatte ich so lange an meinem Zaun herumgekratzt, dass der Boden mit abgesplitterten Farbflocken bedeckt war wie mit weißen Blütenblättern. Ich sah sie von weitem kommen, ihr Fahrrad neben sich herschiebend, am Lenker zwei große Plastiktüten, ich hatte also genügend Zeit, mich in Gedanken darauf vorzubereiten, wie ich sie geschickt und unauffällig ausfragen konnte. Ich weiß nicht, ob es mir gelungen wäre, denn alle Taktik erwies sich als überflüssig. Ebenso stark wie das Bedürfnis, an fremden Leben mitzuschmarotzen,

ist der Drang, sich selber mitzuteilen, sich von anderen die Bestätigung zu holen, dass das eigene Leid kein gewöhnliches ist, sondern ein ganz besonderes, einmaliges. Du willst doch so gerne lachen: dann lach darüber, dass dieses lieblos am Fließband ausgestanzte Massenprodukt, das sich Mensch nennt, nichts Wichtigeres kennt, als pausenlos und immer wieder seine Individualität zu betonen.

»Haben Sie ein bisschen Zeit für mich?«, fragte mich Geneviève. »Ich möchte Sie um einen Rat bitten.«

Wir saßen in meiner Küche, sie sah höflich über die unabgewaschenen Teller weg und die verklebten Pfannen, nein, danke, sie hatte gerade Kaffee getrunken und brauchte jetzt gar nichts, sie überlegte einen Moment, wie sie anfangen sollte, und sagte dann unvermittelt: »Sie schreiben sich Briefe.«

Sie musste keine Namen nennen. In Courtillon geht man davon aus, dass jeder von jedem alles weiß, dass mir also bestimmt schon jemand die Geschichte erzählt haben würde, vom heiligen Johann und von der Tussi. »Ich habe ihm vergeben, damals«, sagte Geneviève, »weil er geschworen hat, dass es einfach so passiert ist, blindlings, *à corps perdu*. Man kann mal von der Straße abkommen« – hier sprach die Busfahrererin aus ihr –, »aber nur einmal und nie wieder, das hat er mir auch fest versprochen. Und jetzt habe ich diese Briefe gefunden, eine ganze Schachtel voller Briefe, die sie ihm geschrieben hat, nicht vor fünf Jahren, sondern immer wieder, bis heute. Jean schwört, er habe nie geantwortet, aber ich glaube ihm nicht, man schreibt nicht immer neue Briefe, wenn man keine Antwort bekommt, oder was meinen Sie?«

Du wolltest etwas Lustiges hören. Hier hast Du Ironie, spitz wie ein Messer. Was sollte ich erwidern? Dass ich der Spezialist bin für Briefe ohne Antwort? Dass man nicht aufhört zu schreien, bloß weil einen niemand hört? Dass das Leben nicht logisch ist und der Mensch nicht vernünftig? Ich konnte nur dasitzen, in falscher Nachdenklichkeit nickend, konnte nur das interessierte Gesicht aufsetzen, mein Abfrage- und Verhörsgesicht, das den andern zum Weiterreden auffordert. (Du hast Dich mal beschwert über diesen Trick, weißt Du noch? Er hat Dich geärgert, weil er so durchschaubar ist und trotzdem immer wieder funktioniert.)

Geneviève kaute auf ihrer Unterlippe herum, auf der kleinen Narbe, wo die abgebrochene Kante des Schneidezahns immer wieder in die Haut eindringt, rieb sich die Augen – keine Tränen, Mademoiselle Millotte, nur die Entzündung, die sie immer hat – und erzählte. »Es sind Liebesbriefe, richtige Liebesbriefe. Sie schreibt, dass sie ihn braucht, dass sie ihn nur von weitem sehen muss, und schon ist sie glücklich, dass sie Blumen gepflanzt hat in ihrem Garten, *œillettes des poètes*, bloß weil er einmal gesagt hat, dass ihm die Farbe gefällt. Es sind schöne Briefe«, sagte Geneviève, es klang überrascht und ein bisschen neidisch, »mir würde so etwas nicht einfallen. Meinen Sie, dass es daran liegt? Dass ich ihm nicht sagen kann, wie gern ich ihn habe?« Sie ist eine massive Frau, größer als ich, mit breiten Schultern und muskulösen Armen; ihre Hände sind für das Steuerrad eines Busses gemacht, nicht dazu, an ihrer sachlich kurzen Frisur herumzuzupfen, als ob alles anders würde, wenn sie nur ein bisschen weiblicher wäre oder ein bisschen hübscher. Sie ist

nicht hässlich, das will ich nicht gesagt haben, aber sie hat nichts Mädchenhaftes an sich, vielleicht ist sie zu früh Mutter geworden.

»Männer sind Männer«, hörte ich mich sagen, ein albernes Echo von Mademoiselle Millotte. »Und wenn Jean sagt, dass die Geschichte vorbei ist ...«

»Warum bewahrt er dann ihre Briefe auf?«

Ich hätte es ihr erklären können. Weil es nichts Kostbarereres gibt als Erinnerungen, auch wenn alle Welt verlangt, man solle sie wegsperren, vergessen, ungeschehen machen.

Ich werde Dich nie vergessen.

Nie.

Aber Geneviève ist eine sachliche Frau, für die Gefühle so etwas sind wie exotische Völker, deren Fotos man sich ganz gerne mal ansieht, Knochen durch die Nase, Tätowierung im Gesicht, wenn man die Magazine durchblättert im Supermarkt, bevor man dann doch die Handarbeitszeitschrift kauft, wie jeden Monat, Gefühle sind für sie etwas staunenswert Fremdes, durchaus faszinierend, aber doch nichts, was man sich ins Wohnzimmer einlädt, vielleicht kämen sie ja nackt, und dann wüsste man nicht wo hinschauen. Nein, bei ihr musste ich praktisch argumentieren, oder, so war es dann wirklich, musste sie selber praktisch argumentieren lassen, denn wer sich einen Fremden zum Beichtvater wählt, sucht keine Antworten, sondern Bestätigung.

Sie hatte sich – darum war auch die Sonnenbrille wieder in ihrem Etui verschwunden – schon längst fürs Bleiben entschieden, nicht fürs Vergeben, aber doch fürs Vergessen, wegen des Kindes, wegen des Hauses und weil Männer eben Männer sind. »Aber wenn es noch mal passiert, wenn

er noch einmal nur mit ihr spricht, mit dieser *greluche*, dann werde ich ... dann werde ich auch selber ... Ich bin doch noch attraktiv, oder?«

Ich höre Dich lachen, weil Du ahnst, was gleich passieren wird. Ihr Mund schmeckte nach Pfefferminz, diese Bonbons, die sie immer lutscht, ihre Lippen erschienen mir rau, in ihren Haaren hing der Geruch von Diesel. Es war ein ungeschickter Kuss, über den Tisch gebeugt, auf dem noch das Geschirr stand vom Frühstück und vom Mittagessen, und hinterher musste sie ganz schnell und laut reden, musste die fremde Gestalt wegreden, die plötzlich im Zimmer stand, Tätowierung im Gesicht, Knochen durch die Nase.

Es war nur ein Kuss, der nichts sein sollte als der Beweis, dass sie noch küssenswert war, ein Argument, keine Zärtlichkeit, und doch war es nachher nicht leicht, die distanzierte Nähe aufrechtzuerhalten, die hier zwischen Nachbarn üblich ist, mit denen man sich beim Vornamen siezt. »Wollen Sie nicht doch einen Kaffee, Geneviève?« – »Nein, wirklich nicht, Jean braucht sein Abendessen, wenn er nach Hause kommt, ein andermal gern.« Es wird kein anderes Mal geben, nicht in meiner Küche; der Ort ist zu intim geworden.

Bleibt mir noch von Jean zu erzählen, dessen Seite der Geschichte ich natürlich auch hören musste. Man verschwendet nichts bei uns in Courtyllon; wo Ereignisse selten sind, werden sie abgenagt bis auf den Knochen. Ich lud ihn also ein, mit mir mal wieder den Umbau meines Hauses zu besprechen, ein uferloses Thema, für das er sich stets von neuem begeistern kann; ich glaube, wenn ich mich tatsäch-



lich aufraffte und mit der Arbeit begänne, würde ihm etwas fehlen; mein unfertiges Haus ist die ideale Spielwiese für seine handwerkliche Phantasie, und Spielwiesen machen nur Spaß, solange niemand eine Schaukel aufstellt und ein Klettergerüst einzementiert.

Jean erzählte des Langen und Breiten von einem Haus, das er in Pierrefeu entdeckt hatte, zwanzig Kilometer entfernt, ein schon lange leerstehendes Gebäude, das nächstens abgerissen werden sollte, wobei dieses »nächstens« auch schon wieder ein paar Jahre alt war, »kein schönes Haus, direkt neben der porcherie, es stinkt höllisch nach Gülle, und das Dach müsste auch völlig neu gemacht werden, aber da sind ein paar Eichenbalken in der Küche, dreihundert Jahre alt mindestens, wenn das Haus abgerissen wird, müssten Sie sich die sichern, daraus lässt sich etwas machen, ein Bücherregal zum Beispiel, Sie haben doch so viele Bücher, gehen die nicht kaputt, immer nur in diesen Schachteln?« Zu seinem Monolog tranken wir Kirsch, abwechselnd einen edlen milden aus dem Schwarzwald und einen hochprozentigen französischen Hausbrand, die mussten miteinander verglichen werden, auch darin ist Jean Fachmann.

Ihn dann aufs Thema zu bringen war leicht. Ich musste mich nur ganz beiläufig erkundigen, ob schon viele Brombeeren zu finden wären, ich hätte heute Madame Charbonnier auf dem Weg dorthin gesehen, und schon beugte sich Jean zu mir vor, in angesäuselter Vertraulichkeit, und sagte: »Diese Frau ist der größte Fehler meines Lebens.«

Es scheint (die Geschichte wird Dich amüsieren), dass Jean damals tatsächlich etwas hatte mit Madame Charbonnier, nur ein paar Wochen lang, wie er versichert; die Ge-

schichte war schon lange zu Ende, als Geneviève dahinterkam. Die *greluche* hatte sich angeboten, und Jean, der nichts wegwerfen kann, hatte zugegriffen, »ohne Gefühle«, sagt er, als ob das ein Zauberwort wäre, das Geschehenes ungeschehen macht. Aber als es dann vorüber war, der Garten umgegraben, der fremde Körper entdeckt, da war es nur für ihn vorüber. Bei ihr war etwas passiert, was nicht vorgesehen ist in Jeans handwerklicher Welt, wo man nur das richtige Werkzeug finden muss und die richtige Stelle, um es anzusetzen: sie hatte sich in ihn verliebt. »*Elle est amoureuse*«, sagt Jean klagend, und so wie er das Wort ausspricht, ist es eine Krankheit, klingt nach muffiger, kalt verschwitzter Haut und dumpfem Atem. Er hatte ihr nie gesagt, dass es zu Ende wäre, er war einfach nicht mehr hingegangen, hatte wieder förmlich begrüßt, wenn man sich begegnete, hatte zum Alltag übergehen wollen und die Sache vergessen.

Aber sie war ihm nachgelaufen, war aufgetaucht, wo sie nicht hingehörte, im Wald, wo er sein Holz schlug für den nächsten Winter, oder in einem leeren Haus, wo er Wände strich für ein paar Euro bar auf die Hand, war plötzlich dastand, »mit einem Gesicht«, sagt Jean, »wie eine frisch verputzte Mauer, wenn sich der Boden senkt«. Einmal hatte sie ihm sogar Blumen mitgebracht, ausgerechnet ihm, der in seinem Garten nichts duldet, was man nicht essen kann, sie war romantisch geworden, »in ihrem Alter«, sagt Jean vorwurfsvoll, hatte Zärtlichkeit von ihm verlangt, nicht den *café du pauvre*, sondern das große Gefühl der großen Welt, sie hatte ihm Angst damit gemacht, richtige Angst, und als er dann nicht konnte und auch nicht wollte, als er ärgerlich wurde und abweisend, da fingen die Briefe an.

»Sie schmuggelt sie mir in meine Werkzeugkiste, seit Jahren schon, ich sehe sie nicht kommen und nicht gehen, aber die Briefe sind da. Sogar in meiner Scheune habe ich schon welche gefunden, obwohl die immer abgeschlossen ist. Ich hänge meine Jacke irgendwohin, weil es heiß ist bei der Arbeit, und wenn ich sie wieder anziehe, steckt ein Brief in der Tasche. Fünf Tonnen Steine habe ich aus meinem Haus herausgeschleppt, aber diese Frau schafft mich.« Sein Kindergesicht ist gerötet, vom Kirsch und von der Empörung, er fühlt sich ungerecht behandelt; was muss sich diese Frau in ihn verlieben, wo er ihr doch nur entgegengekommen ist, weil sie ihn anders nicht bezahlen konnte für seine Arbeit?

»Und warum haben Sie die Briefe aufbewahrt?«

Jean, der Sammler, schüttelt nur den Kopf über meine Frage. »Zwischen die Gebrauchsanweisungen habe ich sie gesteckt«, sagt er. »Ich sammle Gebrauchsanweisungen, auch von Geräten, die ich gar nicht besitze. Wenn man etwas reparieren muss, ist das manchmal sehr praktisch. Geneviève hat sich nie dafür interessiert, sie weiß auch, dass ich es nicht mag, wenn man in meinen Sachen herumwühlt. Aber der *stérilisateur* ist kaputtgegangen in der Küche, sie ist gerade beim Einmachen, da wollte sie nachsehen – und jetzt? Die Katastrophe.« Er sagt nicht *catastrophe*, sondern *la Bérézina*, sein Rückzug hat begonnen, und der Krieg ist schon verloren.

Habe ich Dich jetzt amüsiert? Ist das nicht lustig? Mein Nachbar Jean, der heilige Johann, der Mann mit den alten Ölflecken auf den Arbeitshosen und den noch älteren Schwielen an den Händen, wird von der Liebe verfolgt, an jeder Ecke lauern ihm Gefühle auf, wo er doch gar nicht auf

Abenteurer aus ist, er will nur sein Essen gekocht haben und sein Bett gewärmt. »Sie wissen nicht, wie das ist«, sagt er zu mir. »Die Liebe ist etwas Furchtbares.«

Zu mir sagt er das.

Jetzt hat er sich, nach noch einem Kirsch und noch einem, zu einer großen Geste entschlossen. Er wird die Briefe zerreißen, Stück für Stück, er wird sie in eine Schachtel packen und sie der *greluche* vor die Tür stellen. »Dann ist die Sache zu Ende«, meint er. »Ein für alle Mal.«

Er weiß noch nicht, dass die Sache nie zu Ende ist. Er hätte mich fragen sollen.